

Das Jahr 1968 war das der Kommunen. Doch die öffentlichkeitswirksame neue Art, zusammen zu wohnen und zu leben, hielt sich nicht lange. Erst die Wohngemeinschaften der 1970er Jahre etablierten eine neue Wohnform. Und machten aus der Kleinfamilie ein Modell von gestern. Ein Gespräch mit Sven Reichardt, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Konstanz.

Herr Prof. Reichardt, warum sind 1968 und in den darauffolgenden Jahren so viele junge Menschen in Wohngemeinschaften gezogen? War es die Sehnsucht nach etwas Neuem oder die Ablehnung des Alten, der kleinbürgerlichen Familie?

Sven Reichardt: Die beiden Dinge schließen sich nicht aus, sie sind in diesem Fall sogar aufeinander bezogen. Die Kritik an der Familie war, dass sie autoritär und hierarchisch funktionierte, dass sie abgeschlossen nur für sich selbst existierte, ohne wirklichen Bezug zur Gesellschaft. Deswegen wollte man ein Gegenprinzip schaffen, das unter anderem an Stelle der Hierarchie den gleichberechtigten Austausch stellte. Neue Formen des Zusammenlebens erprobte man in Wohngemeinschaften, in einer selbstbestimmten, solidarischen Gruppe. Der Kontakt zu Gleichaltrigen und das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung wurde für die jungen Menschen damals immer wichtiger.

Das Private wird politisch, so eine Losung der damaligen Zeit. Die Kommunen der 1968er waren eher eine Seltenheit, die WG als Wohnform hat sich in den 1970er Jahren durchgesetzt. Im Jahr 1968 gab es rund 1000 WG, 1974 schon 10 000. An die neue Art des Zusammenlebens hatten junge Menschen hohe Erwartungen. Wurden sie enttäuscht?

Die Erwartungen waren sehr hoch, vielleicht zu hoch. Der Wunsch war, zu einem neuen Menschen zu werden. Von der WG erhofften sich die Studierenden, so etwas wie emotionale Geborgenheit zu finden und ganz neue Paarbeziehungen zu leben, die antihierarchisch sein sollten. Es kam zu Enttäuschungen, aber vordergründig nicht, weil die Erfahrungen, die gemacht wurden, so enttäuschend waren, sondern weil die Erwartungen einfach viel zu weitgreifend waren. Die Veränderung des Selbst, das dann zum Beispiel keine Eifersucht mehr verspürt, wenn der Mitbewohner die eigene Freundin übernimmt, ist nicht so einfach umzusetzen. Auch die Ideen von Kollektiveigentum und Vergemeinschaftung aller Güter waren schwer zu realisieren.

Worin unterschieden sich die frühen Kommunen der 68er zu den WG der 1970er Jahre?

In den frühen politischen Kommunen wurden patriarchalische Strukturen „ausdiskutiert“, jede Machtstruktur des Alltags wurde thematisiert und angesprochen. Offene Sexualität wurde propagiert und zum Teil – viel weniger als behauptet – auch ausgelebt. Das heißt, der gesamte Alltag wurde politisiert. Wenn einer die Tür zu laut zumachte, wurde gleich nachgefragt, ob das an seinem Verhältnis zu seinem autoritären Vater liege. Zum Teil wurden sogar die Klotüren ausgehängt, mit dem Ziel, herkömmliche Schamgrenzen zu überwinden. In der Rückschau sprechen manche „Akteure deshalb von „Psychoterror“. Die Kommunen waren viel totalitärer gedacht als die späteren WG und lösten sich unter anderem auch deshalb auf. In den WG konnten Haushaltskosten gespart werden, und man konnte sich gegenseitig unterstützen. Dennoch spielte die Selbstverwirklichung eine wichtige Rolle, sie fand aber immer in der Gemeinschaft statt. Man lernte sich selbst kennen durch andere, im Spiegel der anderen.

Die WG waren und sind vor allem eines: eine studentische Art des Wohnens. War es nicht von Nachteil, dass man immer mit Gleichgesinnten rumhing und diskutierte? Und Gefahr lief, nur das wahrzunehmen, was man ohnehin schon kennt?

Die 1968er-Bewegung und die WG der 1970er Jahre bleiben eine akademische Veranstaltung. Die Akteure waren vom Sozialprofil schon sehr früh einheitlich und homogen, in der Regel Studierende im Alter von 18 bis 30 Jahren mit ähnlichen familiären Hintergründen. Trotzdem würde ich das nicht so negativ sehen, denn auch innerhalb dieser Gruppe konnten neue Erfahrungen gesammelt und Lebensformen erprobt werden. Nur leben mit sehr deutlichen sozialen Grenzen: Es gab immer wieder Versuche, auch Arbeiter oder Migranten in die WG zu integrieren. Meistens scheiterte das aber an den unterschiedlichen Lebensweisen – die einen mussten um 6 Uhr früh aufstehen und konnten deshalb nicht so lan-

Vom Wunsch, ein neuer Mensch zu werden

Wer an 1968 denkt, kommt an der Wohngemeinschaft nicht vorbei. In einer Zeit, in der das Private politisiert wurde, ging es jungen Leuten darum, ein Gegenmodell zur klassischen Familie zu leben. *Von Urs Humpenöder*



Die Veränderung des Selbst ist nicht so einfach umzusetzen.

Sven Reichardt
Professor für Zeitgeschichte



Hohe Erwartungen: In der WG hofften junge Menschen auf emotionale Geborgenheit und darauf, neue Paarbeziehungen zu leben. Abseits des bürgerlichen Familienbildes.

Foto: ullstein bild / bpk/Digne M. Marcovicz

ge aufbleiben. Das vertrug sich nicht. Dennoch blieb die Wohngemeinschaft für die meisten eine Lebensabschnittserfahrung. Wenn man eigene Kinder bekam oder das Studium beendet hatte, war es meistens vorbei mit dem Leben in der Wohngemeinschaft.

War das Aufkommen der Wohngemeinschaft als Wohnform nur politischer Natur, oder gab es dafür auch andere Gründe?

Generell fallen diese neuen Formen des Zusammenlebens in eine Zeit der Pluralisierung von gesellschaftlichen Milieus. Die Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kind – war damals ohnehin in der Krise und deshalb auch einfacher zu kritisieren. Wenn man sich die Scheidungsraten von damals anschaut, sieht man, dass die Kleinfamilie in der Auflösung begriffen war. Die WG fügt sich ein als einer von verschiedenen neuen Lebensstilen. Sie sind Ausdruck einer breiteren gesellschaftlichen Entwicklung, nicht deren Ursprung. Man kann auch vom Ende der Standardisierung des Lebens sprechen: weg von der Kleinfamilie, dem erwerbstätigen Vater mit lebenslanger Anstellung und der Mutter als Hausfrau hin zur Liberalisierung und Individualisierung der Gesellschaft.

Wie kam es zu dieser Identitätsbildung im studentischen Milieu? Die WG-Bewohner wurden nach außen ja als Gruppe wahrgenommen.

Die frühen Kommunen hatten eine enorme mediale Aufmerksamkeit. Das waren ja 1968 vielleicht 10 000 politische Aktivistinnen, hinzu kamen Sympathisanten, die auf Demonstrationen mitliefen. Wie kann man glauben, dass diese kleine Gruppe von Studierenden nicht nur Deutschland – im internationalen Zusammenhang der Studentenbewegung –, sondern die ganze Welt verändern kann? Eigentlich nur, weil man sich ständig im Spiegel des Vergrößerungsglases der Medien sieht. Man schaltet die Tagesschau und sieht: „Da sind wir wieder.“ Das führt zu einer derartigen Selbstüberschätzung, dass der Einfluss der Medien auf diese revolutionäre Dynamik nicht geringzuschätzen ist.

Ist das auch ein Grund dafür, warum sich die Wohngemeinschaften einerseits schwerten, passenden Wohnraum zu finden, weil kein Vermieter Ärger mit Studenten haben wollte, andererseits aber eine starke Gruppenidentität entwickelten?

Ja, WG hatten enorme Schwierigkeiten, Wohnungen zu finden. Viele Vermieter haben gesagt: „Wir wollen hier keine Studenten haben“. Das schweißte die WG erst richtig zusammen, machte sie zu einer Art der Gemeinschaft, die Resonanz in der Gesellschaft bekommt, auch wenn es eine negative war. Die WG, wie sie in den 1970er Jahren entstanden, gingen einher mit der damaligen Stadtentwicklung. Innenstädte waren nicht mehr als Wohnareale vorgesehen, die Menschen sollten in der autogerechten Stadt in den Randbezirken leben. In der Innenstadt wurden die Altbauten entweder abgerissen oder verfielen. Das schuf eine Gelegenheitsstruktur für die Studierenden, an Wohnraum zu kommen. Gleichzeitig gab es in den 1960er-Jahren einen großen Universitätsausbau in Deutschland, die Zahl der Studierenden wuchs rasant an, die Studentenwohnheime waren überfüllt. So taten sie sich zusammen und konnten sich diese großen Wohnungen gemeinsam mieten.

1968 jährt sich zum 50. Mal. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen beschäftigen sich mit dem Thema. Was hat sich verändert in der Wahrnehmung dieser Zeit?

Eine kritische Sicht auf 1968 hat in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen. Auch derjenigen, die früher selbst mitgemacht haben, Götz Aly etwa oder Matthias Horx. Wenn ich mir die Ausstellungen anschau, die es vor zehn Jahren gab und die es jetzt gibt, dann wird 1968 dort als Kulturexperiment erzählt. Es wird viel über Mode, über Musik und über neue Lebensstile geredet – so wird 1968 zu einem Kulturphänomen reduziert, ohne das Politische zu berücksichtigen. Aber die 1968er waren hochpolitisch, von der Kritik an der patriarchalen Gesellschaft, in der es immer noch viele Nazis gab, bis hin zur Kritik am Vietnamkrieg. Wie heute die Zeit von 1968 und danach erzählt wird, ist eine Mischung aus Verklärung auf der einen Seite – tolle Musik, coole Mode –, auf der anderen Seite wird sehr kritisch gesprochen: Das politische Programm der 1968er sei totalitär, gewaltsam, dogmatisch gewesen.

Sven Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Suhrkamp 2014, 1018 Seiten, 29 Euro.